

## KURT IHLENFELD

Von Oskar Söhngen

Es ist eine platte und unfromme Rede, daß jeder Mensch ersetzt werden könne. Sie entspricht einer rein ökonomischen Betrachtungsweise, und für diesen Bereich mag sie eine gewisse Berechtigung haben. Aber sie versagt vor allen jenen Erscheinungen, deren Lebens- und Wirkungselement das Geistige ist. Wer Geist sagt, rührt an das Schöpfungsgeheimnis Gottes, der uns Menschen als Individuen erschaffen und uns bei unserem Namen gerufen hat.

Das gilt erst recht für eine Erscheinung, die eine so vielseitige und facettenreiche Ausstrahlungskraft hatte wie Kurt Ihlenfeld. Sie ist unersetzlich. Die Verlegenheit beginnt schon bei dem Versuch zu beschreiben, was wir an und mit ihm verloren haben. Als Dichter, Theologe und Gelehrter, der christliche Tradition in Verbindung mit dem Erbe des Humanismus der Gegenwart übermitteln wollte, wird er in dem Diplom der Kirchlichen Hochschule gefeiert, die ihm zu seinem 70. Geburtstag den theologischen Ehrendoktor verliehen hatte; ein Literatur-Lexikon zählt ihn zu den wenigen profilierten Gestalten der protestantischen Literatur um die Mitte des 20. Jahrhunderts; in den Nachrufen war von seiner hohen publizistischen Fähigkeit die Rede und davon, daß er der letzte Journalist unter den Dichtern gewesen sei. Ja, das alles war Kurt Ihlenfeld und noch viel mehr: ein leidenschaftlicher Kämpfer gegen den Ungeist, ein protestantischer Kulturpolitiker von hohem Rang, ein unbestechlicher Anwalt der Reinheit und Schönheit der deutschen Sprache gerade auch in *partibus fidelium*, ein Literaturkritiker von Lessingscher Luzidität, ein Mann, der nicht nur in der Theologie und in der Literatur, sondern auch in der Musik und in der bildenden Kunst zu Hause war — den philosophischen Doktor hatte er schon als 22jähriger mit einer kunstwissenschaftlichen Dissertation erworben, und noch in den letzten Jahren hat er ein Buch über den Maler Friedrich Ahlers-Hestermann veröffentlicht — eine überzeugende Verkörperung der wurzelhaften Synthese von evangelischem Glauben und weltlicher Bildung. Dazu ein Mann, der mit unglaublicher Leichtigkeit produzierte und dem der Charme der spannenden Erzählung ebenso zu Gebote stand wie die an Fontane geschulte Erfindungskraft und der funkelnde Geistreichtum des geschichtlichen Essays — das schönste Beispiel dafür ist sein letztes Werk, die sieben Berliner Miniaturen »Das Fest der Frauen«. Wo liegt der Einheitspunkt dieses überquellenden Reichtums, die geistige Mitte von Kurt Ihlenfelds nach allen Seiten ausstrahlenden Gaben und Interessen? Ich weiß sie nicht zu nennen. Wohl aber gibt es in der Geistes- und Literatur-

geschichte einen Mann, der ähnlich verwirrend reich begabt war und sich auch nicht auf einen einheitlichen Nenner bringen läßt, einen Mann überdies, zu dem sich Kurt Ihlenfeld zeitlebens besonders hingezogen fühlte: Matthias Claudius, den Wandsbecker Boten. Darum möchte ich meinen, daß sich Kurt Ihlenfelds unkonventionelle Erscheinung vielleicht am angemessensten erfassen läßt, wenn man ihn als einen Matthias Claudius unserer Zeit zu deuten versucht.

Dabei ist freilich sogleich der Zusatz »unserer Zeit« zu betonen. Denn es macht schon einen Unterschied, ob man das Weltgeschehen, das kirchliche und das literarische Treiben von dem ländlichen, vor den Toren Hamburgs gelegenen Wandsbek aus betrachtet oder aus der Steinwüste der Großstadt Berlin. Und wenn in die Idyllik des Wandsbeker Boten hinein auch die Französische Revolution und der Kaiser Napoleon wetterleuchteten, so ist es in der Welt inzwischen doch noch sehr viel kälter geworden, seitdem diese in das eiserne Zeitalter der industriellen und technischen Revolution eingetreten ist und die Gegensätze der Nationen und Generationen, der Klassen und Rassen überall hart aufeinanderprallen. Der Gedanke, daß mitten durch das friderizianische Berlin einmal die Scheidelinie zweier großer Weltlager hindurchgehen könnte, wäre für Matthias Claudius unvollziehbar gewesen. Das aber war die Wirklichkeit, mit der es Kurt Ihlenfeld zu tun hatte.

Um so frappanter ist die Ähnlichkeit beider in ihrer geistigen Struktur, wobei es nicht so sehr auf die Übereinstimmung in allen Einzelheiten ihrer Gaben und Interessen ankommt als auf die Gleichartigkeit ihrer Persönlichkeitsschichtung. Es kann nicht der Sinn dieses Gedenkblattes sein, einen ausführlichen Vergleich zwischen Matthias Claudius und Kurt Ihlenfeld zu ziehen. Claudius soll uns lediglich die Stichworte liefern, anhand deren wir das vielseitige Wirken Ihlenfelds entfalten und zur Einheit integrieren möchten.

Beide waren *Dichter*. Freilich steht bei dem Jüngeren eindeutig das schriftstellerische Werk im Vordergrund, während Claudius nie einen Roman geschrieben hat. Kurt Ihlenfeld war 51 Jahre alt, als ihm mit dem großartigen Roman-Erstling »Wintergewitter«, der ihm den Fontane-Preis der Stadt Berlin einbrachte, der eruptive Durchbruch zum Romancier gelang. Ihm folgten binnen eines Jahrzehnts Schlag auf Schlag eine Reihe weiterer großer Romane, deren letzter »Gregors vergebliche Reise« (1962) war. Sie alle griffen mutig hinein in die brennenden Nöte der Zeit: den Weltkrieg, den deutschen Zusammenbruch, den Verlust der Heimat im Osten, die Versöhnung mit den Polen; und im Mittelpunkt des Romans »Kommt wieder, Menschenkinder« steht eine Kindertragödie im Nachkriegs-Berlin. Dabei sind es die uralten Menschheitsfragen, um die es letztlich immer geht: nach Schuld und Sühne, nach dem Leid und der

Gerechtigkeit Gottes, nach dem ewigen Rätsel Mensch. Aber diese Probleme werden nicht an den Roman herangetragen, sondern wachsen – Prüfstein des Schriftstellers – zwingend aus der Erzählung selbst heraus. Und wie konnte Kurt Ihlenfeld erzählen! Man versenke sich nur einmal mit wachen Sinnen in das köstliche Kabinettstück seiner »Eseleien auf Elba«, um seines erzählerischen Ranges inne zu werden. Aber darüber hinaus: Es würde sich lohnen, das Problem des christlichen Romans, das Jochen Klepper und Elisabeth Langgässer umgetrieben hat, am schriftstellerischen Werk Kurt Ihlenfelds erneut aufzuwerfen. Dabei wäre insbesondere der Umstand zu würdigen, daß Ihlenfeld nicht eine neue imaginäre Welt der Dichtung zu schaffen suchte, sondern nach dem Vorbild des bewunderten Theodor Fontane die vorfindliche Welt interpretierte.

Das lyrische Schaffen Kurt Ihlenfelds, das wird man offen zugeben müssen, steht nicht auf der Höhe des epischen, trotz heißen Bemühens und immer erneuter Anläufe. Dafür war er vielleicht zu sehr reflektiert, vielleicht auch mit zuviel Kenntnis der unterschiedlichen Dichtersprachen belastet, um zu einer unverkennbaren Eigensprache hinfinden zu können. Die »höhere Naivität« eines Matthias Claudius, der so viele vollkommene dichterische Gebilde entsprangen, blieb ihm versagt. Seine besten Gedichte sind die, die den Fontaneschen oder den Claudius-Ton nachempfinden.

Die zweite charakteristische Eigenart, die Matthias Claudius und Kurt Ihlenfeld gemeinsam ist und die zugleich einen weiteren Schwerpunkt ihres Wesens und Wirkens bildet, ist die Verbindung ihres dichterischen Amtes mit dem eines *kritischen Merkers* ihrer Zeit. Das bunte Durcheinander des »Wandsbeker Boten« dokumentiert das ebenso wie die verwirrende Fülle der literarischen, theologischen und zeitkritischen Betrachtungen in der Zeitschrift »Eckart« und später in der »Eckart-Umschau«, die Ihlenfeld nach dem Kriegsende viele Jahre hindurch für die vierzehntäglich erscheinende Zeitschrift »Evangelische Welt« schrieb. Ja, beide waren, wenn man waches, aufgeschlossenes Verantwortungsbewußtsein für das Geschehen in Welt und Kirche darunter versteht, im besten Sinne des Wortes »Journalisten« unter den Dichtern, weil sie immer à jour waren. Aber auch, was durchdringenden Blick, Festigkeit des Standpunktes, Klarheit des Urteils und Prägnanz der Formulierung betrifft, tat Ihlenfeld es Claudius gleich. Es gab viele Leser, denen die zweiseitige »Eckart-Umschau« das Wichtigste an der ganzen Zeitschrift war und die sich von ihrem Autor bereitwillig in die Mitverantwortung für das geistige Geschehen unserer Tage ziehen ließen.

Die Gabe der *Scheidung der Geister* ist oft gerade dem Dichter zu eigen, den die Alten nicht ohne tiefere Wahrheit als vates, als Seher, bezeichneten. Kurt Ihlenfeld hat diese Gabe oft bewähren müssen und

ist darüber zweimal zum prophetischen Warner geworden: zunächst in der Zeit des Dritten Reiches, wo er nicht bereit war, dem Ungeist des Nationalsozialismus irgendwelche Konzession zu machen, und für diese Haltung seine Zeitschrift »Eckart« opfern mußte, und dann in den sechziger Jahren in der leidenschaftlichen und unbeirrbar Opposition gegen die Theologien der Revolution und des Todes Gottes. Ähnlich war Matthias Claudius zu seiner Zeit gegen die theologische Neologie ins Feld gezogen. Aber über Claudius hinaus hat Ihlenfeld in den dreißiger Jahren nicht nur mit der Feder gefochten, sondern auch eine geistige Widerstandsfront aufgebaut, indem er führende Dichter wie Rudolf Alexander Schröder, Werner Bergengruen, Ricarda Huch, Reinhold Schneider und Jochen Klepper im Eckart-Kreis sammelte und überall in Deutschland zu Lesungen und Vorträgen einsetzte. Nicht nur, daß er so Brücken zwischen diesen Dichtern und der Kirche geschlagen hat; die Bücher, die er damals mit ihnen zusammen herausgab, »Die Stunde des Christentums« und »Das Buch der Christenheit«, sind zu zeitüberdauernden Dokumenten des geistigen und christlichen Widerstandes geworden.

Wer sich zum Amt eines kritischen Merkers berufen weiß, bedarf der festen Maßstäbe, an denen er die Flucht der Erscheinungen mißt, und wer zur Einkehr mahnt und in Vollmacht vor drohenden Gefahren warnt, muß auch um die Heilmittel für die gefährdete Welt wissen. Matthias Claudius und Kurt Ihlenfeld haben sich zur gleichen Therapie bekannt: der *Beschwörung der guten Geister*, die Herz und Gemüt unseres Volkes gebildet haben, als Nothelfer.

Die Wahrheit war schon längst gefunden,  
hat edle Geisterschar verbunden.

Das alte Wahre faß es an! (Goethe)

Die geistige und geistliche Ahnenreihe, die Ihlenfeld immer wieder vors Auge und Gewissen seiner Leser treten läßt, beginnt bei Martin Luther, in dessen Schriften er wie nicht viele andere zu Hause war, und Paul Gerhardt, dem er im Jahr 1954 eine literarisch und menschlich ergreifende »Huldigung« widmete; sie führt über den geliebten Matthias Claudius, den tiefsinnigen Magus des Nordens, Johann Georg Hamann, bis zu Johann Wolfgang Goethe und Theodor Fontane. Sie gelten ihm als die Mächte der Bewahrung und des sicheren Geleits durch die Zeiten des Umbruchs, die wir durchleben. Daß damit kein statisches Denken, keine Abkehr von der Gegenwart verbunden war, beweist Ihlenfelds »Te Deum«, ein modernes Brevier, unter dessen 365 Texten »zur Krisis des Christentums« auch zahlreiche kritische Theologen unserer Tage vertreten sind. Das A und O der Weisheit Ihlenfelds wie auch des Claudius ist dasselbe wie beim Propheten Jesaja: »Glaubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht« (7, 9).

Die zentrale Orientierungsgestalt für den Dichter, den Kulturkritiker und Theologen Ihlenfeld aber war Martin Luther, der Reformator in der ganzen Vielfalt seiner Ausstrahlungen auf die deutsche Sprache, auf das geistige Leben und auf Theologie und Kirche — als das Zeichen, an dem sich auch heute noch die Geister scheiden müssen. Um diesen *ganzen* Luther ging es ihm, und schon in einem seiner frühen Essays hat er sich gegen Versuche gewandt, den jungen Luther als den »wirklichen« Luther auszugeben, — das sei gerade so, als wenn man alles ignorieren wolle, was Goethe nach seiner ersten Italienreise geschaffen hat.

Die Sorge um das sprachliche Erbe Luthers hat Ihlenfeld zunächst auf den Plan gerufen. Das »Buch der Christenheit«, das er mit den Freunden des Eckart-Kreises herausgab, war ein Bekenntnis der Dichter in der Stunde der Anfechtung nicht nur zum Buch der Bücher, sondern zugleich auch zur deutschen Bibel in der Gestalt, die ihr Luther mit seiner Übersetzung gegeben hatte; es sollte eine unüberhörbare Warnung vor einer zu weit gehenden Revision dieses Dokumentes sein. In derselben Richtung bewegte sich Ihlenfelds Mitarbeit an der Schaffung des Evangelischen Kirchengesangbuches. Wenn er sich auch keinen Illusionen darüber hingab, daß das neue Gesangbuch infolge des Ausbleibens eines neuen Liederfrühlings ein Epigonenwerk im besten Sinne des Wortes bleiben mußte, trug er doch sein Teil dazu bei, daß die Stimme der Reformation, insbesondere Martin Luthers, in ihm stärker als bisher erklang. Es ist auch nicht uninteressant zu erwähnen, daß die Kennzeichnung der Lieder nicht nur mit anonymen Nummern, sondern auch mit der Überschrift ihrer Anfangszeile in den Ausgaben der Evangelischen Kirche der Union auf seine Anregung zurückgeht.

Der nächste konzentrische Kreis in der Bemühung des Dichters Ihlenfeld um die Erfassung Martin Luthers war die Auseinandersetzung mit dem Lutherbild der Dichter, ausgehend von Thomas Manns Vergleich Luthers mit einem Oger, dann Schritt für Schritt zurückgreifend bis auf Claudius, Kleist und Goethe, und vorstoßend bis zu Jochen Klepper und Gottfried Benn. Es sind Kabinettstücke von souveränem Plädoyer und beglückten Zeugenvernehmungen für seinen »Helden«. Auf diesem Wege ist er dann immer tiefer in das Lutherstudium eingedrungen, dessen reife Früchte sein 1967 erschienenes, 325 Seiten starkes Buch »Angst vor Luther?« in die Scheuern brachte. Es gibt kaum eine Frage aus der geistigen und geistlichen Welt des Reformators, die hier nicht zur Sprache käme. Wie umfassend Ihlenfeld dabei zu Werk gegangen ist, wird nicht zuletzt dadurch bezeugt, daß er sich selbst mit so entlegenen Werken wie der Schrift »Wider Latomus« und der für Meister Peter, den Balbier, bestimmten »Einfältigen Weise zu beten« beschäftigt hat. Er besaß wie wenige andere die Wünschelrute, mit der sich die Goldadern in Luthers

Persönlichkeit und Werk aufspüren lassen. Dabei lag ihm nichts ferner, als den Reformator zu kanonisieren. Aber er war zutiefst davon durchdrungen, daß unsere geistige Kultur, aber auch Kirche und Theologie nicht ohne Schaden auf die befruchtenden Einflüsse verzichten können, die von der Originalität der Sprachkraft Luthers, der kindlichen Einfachheit und Tiefe seines Gemütes und von dem bohrenden Ernst seines christozentrischen Denkens in einzigartiger Weise ausgehen.

Daß Ihlenfelds Stimme über den Raum der Kirche hinaus auch in die Öffentlichkeit gedrungen ist, beweisen die Ehrungen, die ihm in den letzten beiden Jahrzehnten in steigendem Maß zuteil wurden. Von der Verleihung des Literaturpreises der Stadt Berlin war schon die Rede. Er wurde zum Mitglied der Berliner Akademie der Künste und des Pen-Zentrums der Bundesrepublik Deutschland berufen, und die Verleihung des theologischen Ehrendoktors im Jahre 1971 hat ihn tief beglückt.

Wieviel ärmer wir alle durch seinen Tod geworden sind, werden wir schon bald zu spüren bekommen. Sein Sterbelied hat er sich selbst mit der letzten Strophe des Friedrich Gogarten gewidmeten Karfreitagsgedichtes »In dir geschieht die Wende« gesungen:

Drum, leg auch ich mich nieder / hilf, daß ich aufersteh.  
Berühre mir die Lider / daß ich dich richtig seh,  
o Sonne, und erkenne / wie ich von dir erkannt,  
und ewig in dir brenne / wie du mich rein gebrannt.